

## Von ego zu trans, von diversity zu unity. Plädoyer für eine Universaliendidaktik

Egon Spiegel

Weit verbreitete Heterogenitäts- bzw. Diversity-Konzepte und damit verbundene Forderungen nach interkulturellen Aktivitäten verstärken und fördern die grundlegend falsche Annahme und Voraussetzung einer binären Konstellation von Kulturen, wie sie die Weltsicht beispielsweise von Samuel Huntington oder Thilo Sarrazin prägen. Selbst im Falle von scheinbar unversöhnlich einander gegenüberstehenden Fundamentalismen handelt es sich im Kern nicht nur um wesensgleiche, sondern auch bis in die konkreten Details von Denk- und Handlungsmustern hineinreichende identische Phänomene. Differenzen auf der Ebene kultureller bzw. religiöser Postulate und Embleme sind – gemessen an etwa den sie zutiefst verbindenden gemeinsamen psychischen Konstitutionen – in der Praxis militanter Auseinandersetzungen zwar alles entscheidende, in Wirklichkeit sich aber nur minimal unterscheidende Besonderheiten. Im Licht der Universalienforschung<sup>1</sup> und ihrer Ergebnisse sind, mehr als die äußerlich herausragenden Besonderheiten, die Gemeinsamkeiten nicht nur anthropologisch essentiell und von zentraler Bedeutung, sondern auch unter didaktischen Aspekten: nicht die Betonung von Heterogenität bzw. Diversity sind im Sinne der Absicht einer friedenspädagogischen Konfliktlösungsstrategie zielführend, sondern die Herausarbeitung von Universalien im Interesse einer Betonung von weitgehender Homogenität bzw. Unity. Mit anderen Worten: Was uns in konflikttransformatorischer Perspektive wirklich weiterzubringen verspricht, sind nicht in erster Linie die fraglos bedeutsame Anerkennung von sogenannten Differenzen (ich würde hier von Besonderheiten sprechen) und die daraus abgeleitete Würdigung des Anderen oder gar Fremden im Anderen, sondern vornehmlich das Wissen um das uns im Gegenüber begegnende Bekannte, Vertraute, Eigene, Gemeinsame und die konsequente, zielführende Herausarbeitung dessen. Die bisherigen (theoretischen) Diversity-Diskurse und (praktischen) Diversity-Konzepte scheinen zwar, auf den ersten Blick, naheliegend, sind tatsächlich aber – vor allem hinsichtlich ihrer ebenso weit verbreiteten wie in der Regel unhinterfragten zentralen (!) pädagogischen bzw. didaktischen Stellung und Realisierungsintensität – kontraindiziert und kontraproduktiv.

<sup>1</sup> Antweiler 2009, sowie Antweiler 2016. Wegweisend bereits Armstrong, D.M.: *Universals. An Opinionated Introduction*, Boulder: Westview Press, 1989.

Diversity-Modelle werden an – im Kern und im Großen und Ganzen kongruenten – fundamentalistischen Ausprägungen religiöser Zuordnungen gewonnen und aus der Beobachterperspektive, oft auch auf durchaus akademischer Ebene, unreflektiert auf das gesamte Erscheinungsbild der jeweils betroffenen Religionen (hier exemplarisch Christentum und Islam) bezogen. Während im Bereich der Fundamentalismen und Fanatismen die Übereinstimmung vor allem unter kategorialen Aspekten zu finden sind<sup>2</sup> und sich radikale Repräsentant\*innen von Religionen lediglich im Bereich inhaltlicher, oft nicht einmal substantieller Positionierungen unterscheiden, ist das Gros der Mitglieder der jeweiligen Religionsgemeinschaften von je stark reduzierten, relativ unspezifischen Glaubensüberzeugungen geprägt und vertritt dieses und die damit verbundenen rudimentären inhaltlichen Besonderheiten von oft völlig unbedarft und signifikant unangestrengt bis auffällig unauffällig, mit anderen Worten: vertreten seine Akteur\*innen ihre Überzeugungen und Ansichten dermaßen moderat, dass daraus nicht nur nicht auf einen existentiellen Gegensatz geschlossen werden kann, sondern diese durch ihr weitgehend – sowohl was die vertretenen Inhalte als auch deren Präsentationen betreffendes – kongruentes Erscheinungsbild eher ein Konvergenz-Modell als ein Divergenz-Modell begründen. Was bei genauerem Hinsehen ins Auge springt und hinreichend Anlass gibt, daran ausdrücklich sowohl anthropologisch als auch didaktisch anzusetzen, sind die Gemeinsamkeiten, die die Betroffenen auf ihren zahlreichen Artikulationsebenen demonstrieren.

### 1. Pars pro toto vs. Clash of Civilizations

Die Annahme, dass Gegenwart und Zukunft durch ein krasses Gegenüber von Orient und Okzident bzw. Islam und Christentum geprägt sind bzw. geprägt sein werden, trägt weder der Tatsache Rechnung, dass die Religionen im Allgemeinen sowie das Christentum und der Islam im Besonderen durch einen gewaltigen „Common Ground“ miteinander verbunden sind, noch, dass sich diese auch aktuell dem Schicksal globaler Säkularisierungsprozessen ausgesetzt sehen und in Zukunft sogar noch verstärkt ausgesetzt sehen werden und im Zuge gegenwärtiger Umwälzungen jeweils an Profilschärfe verlieren werden (dazu unten mehr). Die Religionen eint mehr, als es gewöhnlich den Anschein hat. Und ihre einfachen Angehörigen sind sich einander oft näher, als es die

<sup>2</sup> Das ist etwa das Bedürfnis der Einzelnen, in einer möglichst konkreten, sichtbaren Community verortet bzw. beheimatet zu sein oder sogar die Gruppenzugehörigkeit durch ein spezielles Feindbild zu verstärken und zu verstetigen und inhaltliche Absolutheitsansprüche in der Öffentlichkeit ideologisch militant zu vertreten und sich durch eine Art religiöser Snobismus selbst zu zelebrieren.

Repräsentant\*innen ihrer Religion wahrhaben wollen bzw. selber praktizieren. Ob an der Werkbank oder am Fließband, ob in den oberen Etagen der Skyscrapers, ob in Schulen und Universitäten, ob in sozialen Einrichtungen, in Fitnessstudios oder Diskotheken, auf Konzerten oder bei Sportveranstaltungen ... die dort miteinander Tätigen und miteinander Feiernenden sind sich in einer allgemeinen, alltäglichen Weise des Umgangs dermaßen nahe, dass die Frage nach einer wie auch immer gearteten Anbindung an eine religiöse Gemeinschaft bzw. die Frage danach so gut wie keine Rolle (mehr) spielt. Man/frau arbeitet und lebt miteinander unabhängig von persönlichen religiösen Zuordnungen. So sie überhaupt (noch) existieren, sind sie oft auch nur noch formaler Natur, meistens herkunftsbedingt, und von geringer existentieller Relevanz. Und selbst dort, wo religiöse Verortungen durch beispielsweise bestimmte rituelle Praktiken oder inhaltliche Bekenntnisse deutlich werden, entbehren diese nicht nur den Anschein von Gegensätzen. Die Nachbarschaft der Religionen in ihren konkreten Anhängern und Anhängerinnen folgt darüber hinaus nicht nur den Regeln von Anstand und Höflichkeit und gebietet Formen friedlicher Koexistenz, sondern eine gewisse gegenseitige Akzeptanz bis hin zur ausdrücklichen Wertschätzung der religiösen Überzeugung des Anderen bzw. der Anderen. Vielleicht mag es dies im letzten Winkel des Emsland oder der Rhön noch geben, dass Eltern die soeben glücklich verliebte Tochter an erster Stelle nach der Konfession des Freundes fragen und andere ihren Sohn nach der Religion seiner Freundin, in Sorge, dass sie aus einer muslimischen Familie stammen könne. Meistens wird hingegen die erste und alles beherrschende Frage die nach dem beruflichen Status, nach Umgangsformen und Verantwortungsbewusstsein des Freundes oder der Freundin sein. Aber dann kommen Expert\*innen und malen – völlig gegensätzlich – das Bild einer durch die nachhaltige Kollision von Religionen, hier Christentum und Islam, bestimmten Welt, was natürlich die Frage aufwirft, wie dieses geschehen und womit dieses begründet werden kann. Aus hiesiger Perspektive liegt dem schrillen Muster des „Clash of Civilization“ eine fatale Ableitung zu Grunde, ein völlig abwegiges pars pro toto, gewonnen an vereinzelt terroristischen Fanalen.<sup>3</sup> Die hier behaupteten Zusammenhänge können wie folgt schematisch zusammengefasst werden.

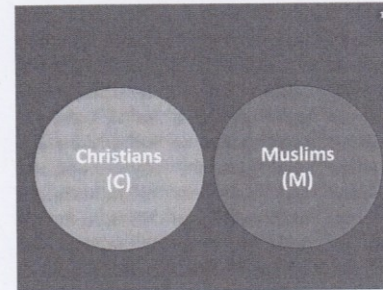


Abb. 1<sup>4</sup>

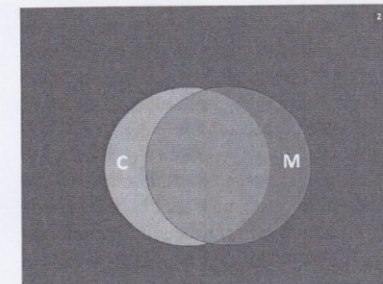


Abb. 2

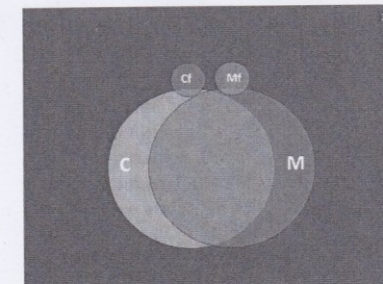


Abb. 3

<sup>4</sup> Abb 1-10 in Liu/ Spiegel 2015.

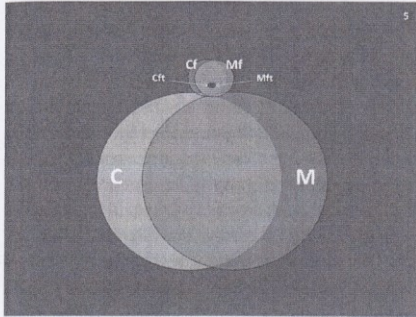


Abb. 4

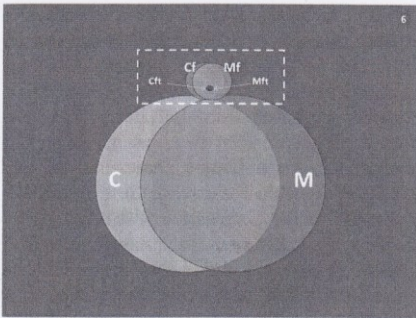


Abb. 5

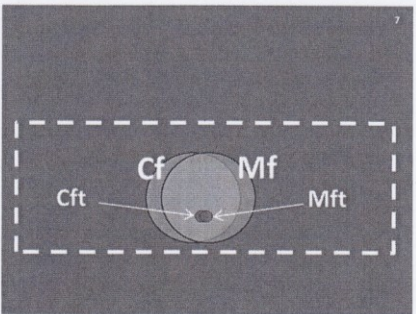


Abb. 6

Mit insgesamt schätzungsweise 2,3 Milliarden Angehörigen dürfen das Christentum und mit ca. 1,6 Milliarden Angehörigen der Islam beanspruchen, unter den Weltreligionen die beiden größten zu sein. Obwohl die eine wie die andere ihre Wurzeln im Judentum haben und der Islam zusätzlich im Christentum verwurzelt ist und deshalb beide zusammen mit dem Judentum als abrahamische Religionen (auf Abraham zurückgehende Religionen) gelten, ist ihr Verhältnis nicht nur durch theologische Abweichungen, sondern vor allem auch eine Geschichte, die durch zahlreiche interreligiöse Kriege geprägt ist, bestimmt. Mit dem jüdischen Monotheismus wurde zwar das durch eine Vielzahl von Lokalgöttern bestimmte religiöse System Kanaans bzw. Palästinas aufgebrochen und durch ein übergreifendes einheitliches ersetzt, die mit unterschiedlichen religiösen Ausprägungen einhergehenden Differenzen aber von territorialen, lokalen in die Schicht zwischen den großflächigen, mit dem Christentum und Islam auf drei angewachsenen, Monotheismen verlagert. Jetzt bekriegten sich nicht mehr Stadtstaaten mit ihren unterschiedlichen Lokalgottheiten auf relativ überschaubarem Raum, sondern die diese erfolgreich überlagernden unterschiedlichen monotheistischen (Groß-)Systeme. Die Konflikte wurden von der territorialen Vertikale in eine schichtbezogene Horizontale verlagert. Die Auseinandersetzungen gewannen damit an unvergleichlicher Breite – mit entsprechenden Konsequenzen für die Angehörigen der unterschiedlichen monotheistischen Religionen: Judentum, Christentum, Islam. Vor diesem Hintergrund ist es nicht zu verdenken, dass viele Christentum und Islam in einer Art monotheistischem Gegenüber wahrnehmen (Abb. 1).

Tatsächlich kennzeichnen aber beide Religionen, nicht zuletzt auf Grund ihrer gemeinsamen Wurzeln, ebenso zahlreiche wie essentielle inhaltliche Gemeinsamkeiten. Sie reichen bis in die hoch kontrovers geführte Gottesfrage, nehmen ihren Ausgang aber beispielsweise bei vergleichbaren sakralen Gebäuden, bei Stiftergestalten, bei heiligen Schriften, bei Riten, bei Gebetspraktiken, bei ethischen Vorgaben, bei Speisevorschriften, bei Festen und Festkreisen. Es gäbe viele Gründe, im Dialog der beiden Religionen in erster Linie die Gemeinsamkeiten zu betonen und erst in zweiter Linie auf das, was gemeinhin Unterschiede, hier aber Besonderheiten genannt wird, einzugehen (unten dazu mehr).

Ungeachtet der theologisch inhaltlichen Schnittflächen eint die beiden Religionen zunehmend eine Liberalisierung globalen Ausmaßes (Abb. 2).<sup>5</sup> Die Anhänger\*innen der beiden Religionen stehen nicht mehr einander trennscharf gegenüber, sondern sehen sich in der Praxis der alltäglichen Lebensbewältigung, in einer zum Dorf geschrumpften Welt und angesichts globaler Herausforderungen wie etwa des hausgemachten Klimawandels, geeint, in gewisser Weise sogar vereint. Während noch Reste der Angehörigen beider Religionen durchaus Grundwissen bezogen auf ihre Religion haben, findet sich

<sup>5</sup> Vgl. Ceylan 2014.

dieses bei einem Großteil nur noch in höchst defizitärer bis rudimentärer Form wieder. Es bleiben einige wenige Kenntnisse um Weihnachten und Ramadan, die ethischen Eckpfeiler können nur noch ansatzweise aufgezählt werden und die Beteiligung an gottesdienstlichen Events hält sich in Grenzen, bei vielen geht sie gegen null. Ohne uns hier auf Zahlen festlegen zu wollen, wir benötigen sie nicht, gilt, dass sich die Religionen in einer signifikanten Zurückhaltung ihrer Anhänger\*innen überlappen. Faktisch unterscheiden sich in diesem Schnittfeld die Angehörigen der beiden Religionen nur noch formal und minimal. Die wenigen, ihr Leben und Zusammenleben mit anderen zierenden Besonderheiten sind sie selbst kaum noch in der Lage, erklären zu können. Sie kommen über scheinreligiöse Plattitüden nicht mehr hinaus. Mit jeder neuen Generation vereint der globale Säkularisierungsprozess die Angehörigen der beiden Religionen einmal mehr.

Vor diesem Hintergrund ziehen Fundamentalist\*innen auf beiden Seiten eine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist so stark, dass sie und die von ihr gelebten und verbreiteten Überzeugungen von nicht wenigen für das Ganze der jeweiligen Religion gehalten werden. Hier finden die Außenstehenden das, was sie an Greifbarem an insbesondere der anderen Religion suchen. Den moderaten Vertreter\*innen der Religionen sind ihre fundamentalistischen Mitgläubigen mit Recht ein Dorn im Auge. „Mit Recht“ meint, und das ist in der Skizze (Abb. 3) auch festgehalten, dass deren Weltansicht zwar in der jeweiligen Religion ankernd, aber im wesentlichen Bedürfnissen geschuldet ist, die unabhängig von ihren religiösen Überzeugungen zu sehen sind. Psychologisch betrachtet, ist der Fundamentalismus ein vorzügliches Korsett für eine Ichschwache Persönlichkeit. In den simplen Koordinaten eines anspruchslosen, fundamentalistischen Weltkonzepts findet der Fundamentalist bzw. die Fundamentalistin auch zu einem entsprechenden Selbstkonzept. Die religiöse Anbindung nutzt ihnen bei der Stabilisierung ihrer fragilen Persönlichkeit dadurch, dass sie darin ihren Ausgangspunkt finden, bzw. dadurch, dass sie durch den Bezug zu einer Religion ihr schwaches Selbst und ebenso schwaches Selbstkonzept religiös überhöhen. In der theologisch halbgebildeten bzw. religiös analphabetischen Öffentlichkeit hält aber genau dieser Fundamentalismus christlicher wie muslimischer Prägung als Schlaglicht auf die jeweilige Religion schlechthin her. Von hier aus laufen alle Versuche, das Christentum wie den Islam in seiner Entstehung und Geschichte sowie hinsichtlich seines originären Potentials zu verstehen, in die Sackgasse grober Missverständnisse und Fehleinschätzungen.

Während im Schaubild zuvor (Abb. 3) noch Fundamentalist\*innen als in beiden Religionen existent, wenngleich mit ihrer gesamten Persönlichkeit als weitestgehend außerhalb der von ihnen für ihre Zwecke okkupierten Religion, verortet sind, sind sie im Schaubild (Abb. 4) – nicht ungeachtet ihrer fundamentalistischen Grundüberzeugung, sondern auf Grund dieser – bis auf einen schmalen Ausschnitt auf der einen sowie auf der anderen Seite übereinander-

geschoben. Will sagen: In ihrer sozio-psychischen Struktur gleichen Fundamentalist\*innen einander dermaßen stark, dass ihre religiösen Spezifizierungen, ihr religiöser Anker in je einer bestimmten Religionsgemeinschaft sowie ihre religiös-ideologischen Bekenntnisse von nachgeordneter Relevanz sind. Weil das so ist, deshalb kann Sinéad O'Connor („Nothing Compares 2 U“) heute Theologie studieren und Religionslehrerin werden wollen und in Lourdes zur „Priesterin der orthodox-katholischen und apostolischen Kirche von Irland“ geweiht werden und morgen zum Islam übertreten und mit demselben Übereifer Muslima werden und jetzt den Namen Shuhada' Davitt (Märtyrerin) tragen, und das alles im Rahmen einer Biografie, die gekennzeichnet ist von körperlichen Misshandlungen, sexuellem Missbrauch, psychischen Zusammenbrüchen und Suizidversuchen.<sup>6</sup>

Dass Terroristen, die ihr Handeln religiös begründen und sich auf je eine spezielle Religion berufen, im Kreis der Fundamentalist\*innen zu suchen und dort auch grafisch zu verorten sind, versteht sich von selbst. Im Abbild (Abb. 4) sind sie – als Punkte bzw. kleine Flächen – (noch) dort zu finden, wo die Fundamentalismen sich nicht überlappen. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, dass sie sich tatsächlich, was nicht verwundert, eindeutig der einen oder anderen Religion zuordnen. Auf den ersten Blick nehmen sie absolut konträre Positionen ein und sind, neben aller Überlappung der christlich-fundamentalistischen und muslimisch-fundamentalistischen Persönlichkeiten, am äußersten Rand ihrer Gruppe.

Tatsächlich trifft auf sie dasselbe zu, was bereits von den Fundamentalist\*innen gesagt wurde: Nur dem Anschein nach – auf der Oberfläche ihrer speziellen religiösen Beheimatung in Christentum oder Islam und der speziellen Zielrichtung ihres Gewalthandelns gegen die je Anderen – sind sie „extrem“ weit voneinander entfernt. In Wirklichkeit verhalten sie sich als Typ (Fundamentalist\*in, Terrorist\*in) und hinsichtlich des Phänomens (Fundamentalismus, Terrorismus) nahezu kongruent. Für diese Sicht und Beurteilung sind ihre vergleichbare Persönlichkeitsstruktur, ihre gemeinsamen Denk- und Handlungsmuster, ihre je rigorose Moral und die Wahl ihrer Mittel von wesentlich größerer Bedeutung als die religiösen (sowie kulturellen oder nationalen) „Embleme“ ihres terroristischen Handelns. Deshalb rücken sie in der Darstellung (Abb. 5) als zunächst weit voneinander entfernte Punkte bzw. Felder nicht nur dicht nebeneinander, sondern weitgehend übereinander. Auch sie überlappen einander. Was an Unterschieden bleibt, sind Besonderheiten ihrer je unterschiedlichen religiösen (politischen) Verortung – bei Omar Mateen, dem Todesschützen von Neuseeland, der [muslimische] IS, bei Brenton Tarrant, dem Todesschützen von Orlando, der [christliche] Templerorden – und die Stoßrichtung ihres mörderischen Gewalthandelns.

<sup>6</sup> Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Sin%C3%A9ad\\_O%27Connor](https://de.wikipedia.org/wiki/Sin%C3%A9ad_O%27Connor) (07.04.2019).

Wenn in diesem wie im Schaubild (Abb. 6) die fundamentalistischen grauen (inklusive terroristischen) Kreise umrandet und damit aus dem ganzen Schaubild explizit hervorgehoben werden, dann mit der Absicht, dadurch ihre Bedeutung in einem Definitionsgefüge zu unterstreichen, das wesentlich auf Unterschiede abstellt, in Wirklichkeit aber bis in die dargestellten Extreme (Fundamentalist\*innen und Terrorist\*innen) hinein durch wesentliche Gemeinsamkeiten geprägt ist.

Das Schaubild (Abb. 6) soll den Fundamentalismus- bzw. Terrorismuskomplex noch einmal unter dem Vergrößerungsglas fokussieren. Die Darstellung (Abb. 7) verdeutlicht seine irrsinnige Bedeutung für die Definition des Ganzen: Die mehr als nur friedliche Koexistenz von Christentum und Islam wird in die vermeintliche (!) Divergenz von Fundamentalismus sowie Terrorismus auf der einen und Fundamentalismus sowie Terrorismus auf der anderen Seite hineingezogen bzw. von dieser im Grund nicht vorhandenen Divergenz als divergent definiert. Deutungsmächtige Zeitgenossen wie Huntington und Sarrazin bedienen sich genau dieses Zusammenhanges. Die Theorie eines „clash of civilizations“ ruht auf einer bereits hinsichtlich ihres fundamentalistischen bzw. terroristischen Ausgangspunktes unhaltbaren „pars pro toto“-Ableitung.

Zusammengefasst wird von einer – im Grunde – nicht gegebenen Diversity (christliche Fundamentalist\*innen incl. christlich verortete Terrorist\*innen vs. muslimische Fundamentalist\*innen incl. muslimisch verortete Terroristen) auf eine weitgehend nicht vorhandene Diversity (Muslime-Christen, Islam-Christentum) geschlossen. Dabei fallen Universalien nicht nur im Vergleich terroristischer Extremisten im Spektrum von ultrarechts bis ultralinks auf,<sup>7</sup> sondern sogar und interessanterweise in der Gegenüberstellung von terroristischen Attentätern auf der einen Seite und das Gros der übrigen Bevölkerung auf der anderen Seite auf. Dazu im folgenden Abschnitt mehr.

<sup>7</sup> Es ist bezeichnend, dass Fundamentalisten bzw. Terroristen durchaus und in überschaubarer Zeit von der einen extremen Seite auf die andere extreme Seite wechseln. Einen regelrechten politischen Eiertanz von in der politischen Mitte bis nach extrem links und schließlich extrem rechts führt beispielsweise Horst Mahler auf; vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Horst\\_Mahler](https://de.wikipedia.org/wiki/Horst_Mahler) (07.04.2019). Im Übrigen kennen wir vergleichbare Schwenks auch unter Wähler\*innen. Sie können von Wahl zu Wahl durchaus von der Zustimmung zu einer Partei auf dem (extremen) rechten Flügel zur Zustimmung einer Partei auf dem (extremen) linken Flügel wechseln und umgekehrt. Und unter Politiker\*innen finden wir jene, die eben noch linksfaschistische Positionen vertreten haben, morgen aber schon die Seite wechseln und rechtsfaschistische Positionen einnehmen.

## 2. Gemeinsamkeiten und Besonderheiten

Wir sind gewohnt, von „Unterschieden und Gemeinsamkeiten“ zu sprechen und davon, dass wir beide *haben*: „Wir haben Unterschiede und Gemeinsamkeiten“. Uns sind nicht nur die *Begriffe* und das damit Gemeinte im Großen und Ganzen vertraut, sondern auch die *Reihenfolge* der Formulierung. Beides ist indes hoch problematisch.

Während die Reihenfolge „Unterschiede und Gemeinsamkeiten“ weit verbreitet bzw. gängig ist, begegnet die umgekehrte Formulierung „Gemeinsamkeiten und Unterschiede“ seltener. Das ist verräterisch. Mit der ersten Formulierung werden die „Unterschiede“ – als das wohl entscheidende Merkmal – an erster Stelle genannt, „Gemeinsamkeiten“ werden dem nachgeordnet. Bei der entgegengesetzten Formulierung „Gemeinsamkeiten und Unterschiede“ werden in erster Linie „Gemeinsamkeiten“ in den Blick genommen, während von „Unterschieden“ erst in zweiter Linie die Rede ist. Der Reihenfolge der Formulierung ist demnach bereits eine wesentliche Aussage über den Standort der sie verwendenden Person in der zu diskutierenden Angelegenheit zu entnehmen: Es macht einen großen Unterschied, ob ich einen kulturellen Diskurs ausgehend von *Unterschieden* oder ausgehend von *Gemeinsamkeiten* führe.

Nur nebenbei und übrigens wäre zu fragen, ob nicht bereits die so gängige wie in der Regel unhinterfragte Formulierung „Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu *haben*“ im Hinblick auf die Breviloquenz von „haben“ zu problematisieren wäre. Während man nämlich Gemeinsamkeiten „haben“ kann, kann man eigentlich keine Unterschiede „haben“, sie „gibt“ es bestenfalls. Wäre dem so, würde sich die Formulierung bereits als solche sprachlich disqualifizieren. Was sie auf jeden Fall zeigen würde, wäre ein schludriger sprachlicher Umgang mit der Sache, was allerdings ein entsprechendes Licht auf den generellen Umgang mit dieser werfen würde.

Damit aber nicht genug. Auch das Wort „Unterschiede“ selbst ist nicht unproblematisch. Viele sprechen in diesem Zusammenhang sogar gerne von Trennendem und dann auch noch, wir sind jetzt für Reihenfolgen sensibilisiert, an erster Stelle.<sup>8</sup> Selbstverständlich gibt es Tatsachen, die mit dem Begriff *Unterschiede* markiert werden sollen. Und dennoch stellt sich die Frage, ob diese notwendigerweise mit „Unterschieden“ hervorgehoben werden müssen, und zwar erst recht im Hinblick auf die Konnotation des Begriffs, die durchaus „Trennendes“ implizieren lässt. Könnte nicht mit dem Begriff „Besonderheiten“ nicht dasselbe ausgedrückt, aber in eine positive Richtung konnotiert werden? Es sind dann nicht „Unterschiede“, die sich aus einem Vergleich erge-

<sup>8</sup> Die Diskussion könnte hier parallel auch über die Reihenfolge der gängigen Formulierung „Krieg und Frieden“ und ihr weniger gebräuchliches, fast sperrig klingendes Gegenteil „Frieden und Krieg“ geführt werden.

ben, sondern „Besonderheiten“. Während der erste Begriff sowohl anthropologisch als auch didaktisch eine statische Feststellung impliziert und damit einen Punkt setzt, eröffnet die Alternative, der Begriff „Besonderheiten“, einen interrogativen Prozess mit dem anspruchsvollen Ziel der Würdigung des Anderen im Hinblick auf die ihn auszeichnenden Besonderheiten. Es sind die Besonderheiten, die mich an ihm oder ihr interessieren. Und es sind meine Besonderheiten, die ihn oder sie, so darf erwartet werden, motivieren, diese kennenlernen zu wollen. Besonderheiten und ihre Feststellung eröffnen einen Dialog, Unterschiede und ihre Feststellung provozieren dagegen eher den Gesprächsabbruch.

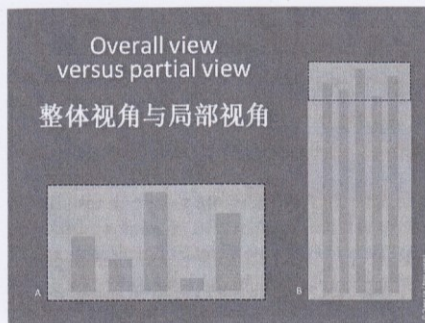


Abb. 7

Die Favorisierung des Begriffs „Gemeinsamkeiten“, insbesondere auch und gerade durch die Reihung „Gemeinsamkeiten und (jetzt) Besonderheiten“, intendiert die alles dominierende Suche nach diesen und ihre Feststellung im Interesse der Gewinnung einer Basis im Sinne eines Sockels, auf dem ich gestrost – und ohne die Befürchtung, im Strudel der Frage nach Unterschieden, in die Tiefe einer Vergegnung (M. Buber) gerissen zu werden – nach Besonderheiten fragen kann und will. Wer zuerst nach Gemeinsamkeiten fragt und diese herausarbeitet, der oder die kann vor dem Hintergrund des Gewonnenen ungefährdet nach Besonderheiten fragen.

In den beiden Schaubildern (Abb. 7 und 8) wird insbesondere das, was mit Gemeinsamkeiten, und das, was mit Besonderheiten gemeint ist, veranschaulicht. Im ersten Fall handelt es sich um eine Säulenstatistik wie sie etwa im Aktienhandel begegnet. Bildteil A suggeriert erhebliche Differenzen zwischen den einzelnen Säulen und dessen, auf was sie sich beziehen. Im Bildteil A werden diese erheblich relativiert, weil dort das Ganze in den Blick kommt: die Säulen als jeweils Ganze. Das, was zunächst und bei einer bestimmten Darstellung als besonders different und divergent erscheint, schrumpft bei genauer,

holistischer Betrachtung nicht gegen null, aber doch so, dass die im Ausschnitt noch als gewaltig wahrgenommenen Differenzen sich als durchaus passable und erträgliche zeigen. Ähnliches gilt für das Werk des nigerianischen Künstlers Stephen Folárànmí (Abb. 8).<sup>9</sup> Zwar fallen die Hüte durch unterschiedliche Farben und Größen auf (der Nigerianer kann die Trägerinnen der Hüte vor



Abb. 8

deren Hintergrund im Hinblick auf ihre Herkunft ganz bestimmten Regionen seines Landes zuordnen), wesentlich sind aber nicht diese, sondern dass es sich in jedem Falle um 1. Hüte handelt, um 2. Kopfbedeckungen und also 3. Köpfe, und dass es sich weiterhin um 4. Frauen und 5. Menschen handelt. Bei aller Bedeutsamkeit von Farben und auch Größen, sie sind hoch interessante und vielsagende Besonderheiten, stehen – bei genauer Betrachtung – die Gemeinsamkeiten von Hut bis Mensch im Vordergrund. Dass wir Farben und Größen bei einem ersten Hinschauen priorisieren, spricht nicht gegen das gegenläufige Ranking. Die Interpretation des Kunstwerkes in der vorliegenden Weise soll exemplarisch die Problematik der Gewichtung im transkulturellen Dialog verdeutlichen. Auch wenn uns die Besonderheiten (wir verkneifen uns den Begriff Unterschiede) zuerst ins Auge stechen – und das dürfte gerade bei dem nebenstehenden Kunstwerk der Fall sein –, haben wir uns für einen Moment zurückzulehnen und dahinter die massiven Gemeinsamkeiten der abgebildeten Personen wahrzunehmen und herauszustellen. Gerade durch die durch die Hüte demonstrierten Identitäten erschließt sich die eigentliche „Unity“.

<sup>9</sup> Vgl. Spiegel 2009, S. 13–16.

### 3. Horizontales vs. vertikales Kulturverständnis

Kriegspropaganda basiert wesentlich auf kulturellen Argumentationen und Motivationen. Dasselbe gilt für Kriegsgründe. Dabei wäre es ein Leichtes, genau diesen den Boden dadurch zu entziehen, dass das militärpolitisch bemühte vertikale, sich an Territorien, an Sprache, Geschichte und Brauchtum festmachende Kulturverständnis nicht nur einer Nachprüfung unterzogen, sondern durch ein horizontales, sich an *Lebenswelten* und damit einer grenzüberschreitenden Vernetzung festmachendes Kulturverständnis ersetzt wird. Was haben der Flaschensammler in Deutschland mit dem Golfspieler in Deutschland gemeinsam im Vergleich mit dem Flaschensammler aus Deutschland und dem aus Italien und dem Golfspieler aus Deutschland und Italien? Ist die Lebenswelt der Flaschensammler nicht das weit wesentlichere Band im Vergleich mit Sprache und Geschichte und Nation usw.? Verbindet die geschlagene Frau in Russland nicht mehr mit der geschlagenen Frau in Brasilien als mit ihrem eigenen (russischen) Mann? Sind Dorfbewohner aus einem deutschen Mittelgebirge und Dorfbewohner am Oberlauf des Jangtsekiang – unter dem Aspekt ubiquitärer dörflicher Mentalitäten und Strukturen – nicht einander näher als der Dorfbewohner in Deutschland und der Großstadtmensch aus Berlin? Was haben eigentlich der Dorfbewohner vor den Toren Nanjing mit dem in der 10 Millionen Stadt Nanjing aufgewachsenen Großstadtmenschen gemeinsam? Sind sich die Großstadtmenschen auf der ganzen Welt, vor dem Hintergrund ihrer vergleichbaren Lebensweisen und Handlungsmuster, über alle nationalen Grenzen hinweg nicht einander näher, als der durch dieselbe Nation mit dem Landbewohner verbundene Stadtbewohner?

Wenn es uns gelänge, die Lebenslage der Menschen von ihren gemeinsamen Lebenswelten her kulturell neu zu definieren, hätten wir unzählige weltweite Netzwerke und völlig neue Unitäten und Solidaritäten. Die britischen und deutschen Soldaten haben beim sogenannten Weihnachtsfrieden 1914 in Flandern gezeigt, was das heißt, indem sie wenigstens für einen kurzen Augenblick – am Heiligen Abend – aus ihren Schützengräben gestiegen sind und miteinander bzw. gegeneinander ein Fußballspiel ausgetragen und überdies zusammen Weihnachtslieder gesungen haben. Danach haben sie wieder aufeinander geschossen und sich gegenseitig getötet. Auch wenn sie die übrigen Tage des Jahres der Kriegspropaganda und den Befehlen gefolgt sind, so haben sie für einen Moment das gelebt, was ihr Leben eigentlich bestimmt: die gemeinsame, alle Fronten in Frage stellende und diese überwindende Lebenswelt.

Ein an Lebenswelten orientiertes Kulturverständnis reißt Mauern und Zäune ein. Auch wenn damit nicht das an Schichten orientierte Denken und Handeln aufgebrochen, sondern durchaus verstärkt werden kann (vgl. die Schicht der Lebenswelt der Armen und die Schicht der Lebenswelt der Reichen) und damit alte, bekannte Konflikte möglicherweise sogar forciert wer-

den, ist der Lebenswelten-Ansatz im Hinblick auf eine kritische Korrektur des herrschenden Kulturverständnisses grundlegend. Einmal mehr legt er sich unter den veränderten Bedingungen gegenwärtiger Globalisierungsprozesse nahe. Gemeinsame Lebenswelten treten noch deutlicher zum Vorschein als diese zuvor wahrgenommen wurden. Soziale Medien können und könnten diesen Wirklichkeiten zu einem noch stärkeren Ausdruck verhelfen.

Im Zusammenhang mit dem an gemeinsamen Lebenswelten orientierten Schichtenmodell ist ein Begriff wie „interkulturell“ gegenstandslos. Es gibt kein „inter“ im Sinne von Kulturen, es gibt nur lebensweltliche „trans“ (hier durchaus im Plural). Es gibt das Trans der Flaschensammler und das Trans der Mediziner, und es gibt das Trans der Schornsteinfeger\*innen und Gefängnisdirektoren\*innen, der Studierenden und Lehrenden. Und es gibt, über alle nationalen Grenzen hinweg, die Lebenswelt der Stadtbewohner\*innen und die der Landbevölkerung mit je besonderen Einstellungen und Gewohnheiten. Schematisch werden dabei die Menschen vom Land über eine Distanz von vielen 1000 Meilen miteinander in einer Weise zusammengesehen und verbunden, dass ihre Nähe vor dem Hintergrund gemeinsamer ländlicher Lebensbedingungen, Lebenseinstellungen und Lebensgewohnheiten eine wesentlich intensivere ist als die zwischen in ein und derselben Nation miteinander verbundenen Menschen vom Land und Menschen aus der Stadt. Für eine in globalen Räumen agierende Friedenserziehung oder Friedensarbeit sind solche natürlichen Netzwerke als Anknüpfungspunkte wesentlich. Sie desavouieren nicht nur ein Kulturverständnis, das territorial bestimmt ist, sondern auch alle Versuche, auf der Basis eines solchen Kulturverständnisses Menschen in ein eigentlich nicht vorhandenes Gegenüber zu bringen. Dass das territoriumgestützte Kulturverständnis Ausdruck eines Konstruktes ist, sollte es im Grunde für eine Argumentation, die nicht nur von einem Gegenüber bestimmter Kulturen ausgeht, sondern dieses auch noch fördert, unbrauchbar machen.

### 4. Vom Ego zum Trans

Vater und Sohn McNiell, beide renommierte Welthistoriker, vertreten in einer wegweisenden Publikation die Ansicht, dass die Menschheit in diesen Tagen an einem langersehnten Punkt der Entwicklung angekommen ist.<sup>10</sup> Sie hat, unter strukturellen Aspekten, einen Peak erreicht, den die Kollegen mit „human web“ umschreiben. Die märchenhafte Vision, dass wir die Welt mit Sieben-Meilen-Stiefeln begehen können, dass wir jetzt hier sind und im nächsten Augenblick an einem ganz anderen Ort des Globus, oder dass wir allein durch einen Blick in eine Glaskugel in jeden Winkel der Erde hineinschauen können

<sup>10</sup> Vgl. McNiell 2004.

und auch dadurch all überall präsent sein können, oder dass wir, dem kleinen Prinzen des Antoine de Saint-Exupéry gleich, 43 mal am Tag unseren Stuhl auf der Erdkugel verrücken können und quasi beliebig oft und immer neu den Sonnenaufgang oder -untergang erleben können, diese Vision hat sich dank der Entwicklungen im Bereich der sozialen Medien in Kombination mit zahlreichen, vielfältigen weiteren Netzworkebildungen (Verkehr, Ökonomie usw.) auf gewisse Weise erfüllt.

Das kann plakativ etwa auch für den Bereich der Mode oder von Speisevorlieben festgestellt werden. Ist das Tragen schwarzer Strumpfhosen in Verbindung mit Miniröcken in *einem* Land oder auf *einem* Kontinent angesagt, dann zur selben Zeit *überall* auf der Welt. Wird die Nerd-Brille Fashion, dann unmittelbar weltweit. Dasselbe gilt etwa für Songs oder Tanzarten, Fitnessgeräte oder Diäten. Wenn du Ed Sheerans „Perfect“ zum ersten Mal auf einem britischen Sender hören kannst, wirst du ihn zum selben Zeitpunkt auch in Seoul, in Kapstadt und in den abgelegensten Dörfern in Australien oder Afrika hören und den entsprechenden Videoclip sehen können. Geographisch finden wir – ebenso weltweit – Filialen von Starbucks und McDonald's, von Burger King, KFC und Subway. Den Netzwerken der Ökonomie kann sich auch das verborgenste Dorf der Erde als ein neu zu entdeckender bzw. zu bedienender Marktplatz nicht entziehen. Diese dominieren heute eine Politik, die (noch bzw. wieder) stark nationalistisch ausgerichtet ist, erheblich. Aus der Sicht der kritischen Friedensforschung eröffnen sich damit allerdings neue, durchaus positive Horizonte. Umso dichter die ökonomischen Netzwerke sind, desto kritischer werden für genau diese Netzwerke Kriege. Erst recht, als diese drohen, sich zu einem Flächenbrand zu entwickeln. Aus genau diesem Grund richtet sich unsere konkrete Befürchtung auf den Nahen Osten, insbesondere die Achse Israel-Iran.<sup>11</sup> In einem aktuellen Interview bestätigt dies der Islamwissenschaftler und Nahost-Experte Udo Steinbach (vor dem Hintergrund der Wiederwahl von Benjamin Netanjahu) mit den drastischen Worten: „Im Libanon, dem Iran oder Israel braucht nur einer auf den falschen Knopf zu drücken und der ganze Nahe Osten geht in die Luft.“<sup>12</sup>

Mode, soziale Medien, Ökonomie ... die Reihung globaler Netzwerke ließe sich endlos fortsetzen. So etwa mit den Olympischen Spielen. Stehen sie nicht schon lange für eine Art Globalisierung, hier die Globalisierung des Sports? Und wie ist das mit dem FIFA World Cup und vielen anderen, vergleichbaren Sportereignissen? Sind nicht auch schon, wenn wir einen Blick auf globale musikalische Events werfen, das legendäre Woodstock Festival von 1969 oder das Live Aid Musikfestival von 1985 Ereignisse, die die Globalisierung von heute

<sup>11</sup> Vgl. Liu/Spiegel 2015.

<sup>12</sup> Vgl. Arab, Adrian: Wahlerfolg für Benjamin Netanjahu: Was ändert sich in seiner fünften Amtszeit?, in: Web.de vom 10.04.2019 (<https://web.de/magazine/politik/wahlerfolg-benjamin-netanjahu-aendert-fuenften-amtszeit-33652288>, 10.04.2019).

exemplarisch abbilden und in gewisser Weise vorwegnehmen? Dem globalen Bewusstsein, das sich in einem „Eine Welt“-Denken festmacht, entsprechen weltumspannende Solidaritätsnetzwerke wie das Rote Kreuz oder der Rote Halbmond. Auch wenn sich mehr und mehr Englisch zur beherrschenden Weltsprache schlechthin entwickelt, so dürfen auch Spanisch, Französisch, Chinesisch und Russisch sowie evtl. noch weitere Sprachen in Afrika und Asien, allein vor dem Hintergrund ihrer Bedeutung und ihres Verbreitungsgrades, als Weltsprachen bezeichnet werden. Globalisierung also auch hier. Und wie ist es mit den Emoticons, mit der Verwendung von Emojis und Smileys? Auch sie sind Ausdruck einer Globalisierung von Sprache bzw. Zeichenästhetik. Was das Internet, hier die sozialen Medien, betrifft, so sind – neben etwa Facebook, Twitter, Skype, QQ und Weibo – u.a. Chatdienste wie WhatsApp und WeChat zu erwähnen, natürlich auch das Fernsehen oder der Videomarkt. Vom homogenen Geschmack in Mode und Fast Food war schon die Rede. War, so gesehen, nicht schon Coca Cola ein früher (imperialistischer) Vorläufer der damals schon nicht mehr aufhaltbaren Globalisierung? Wir können auch Vereinheitlichungen in Architektur und Möbeldesign hinzunehmen. Und wer wollte die Globalisierungsprozesse im Bereich der Elektronik, der Mechanik und der Informationssysteme übersehen? Experimente in Windkanäle und andere Faktoren haben zur Gleichförmigkeit der Designs im Flugzeugbau und in der Autoindustrie geführt. Ökologische Vorgaben gewinnen für alle industriellen Projekte und Produkte, so etwa auch den Bahn- oder Schiffsverkehr, an Bedeutung. Sodann haben wir einen weltweiten Post- und Paketservice. Mein DHL Expressbrief wird auch von DHL in China ausgeliefert. In Nobelpreisen verdichtet sich die Globalisierung von Forschung und Lehre, wissenschaftliche Probleme werden heute ausnahmslos in transnationalen Horizonten gelöst. Vor diesem Hintergrund verwundert die systematische Zunahme von internationalen Austauschprogrammen in Bildung und Erziehung nicht.

Und nehmen wir Differenzen zwischen den „Kulturen“ (hier nach dem oben kritisierten vertikalen Verständnis) wahr, dann verbergen sich hinter diesen, bei genauem Hinsehen, oft nur zeitlich versetzte Phänomene, prägnantes Beispiel: das Tragen eines Schleiens im Zusammenhang mit religiös orientierten Vorgaben. Du musst zum jetzigen Zeitpunkt nur Katholik\*in sein und über 60 Jahre alt, dann wirst du noch erinnern können, dass in deiner Kindheit Frauen und Mädchen ausschließlich auf der linken Seite im Kirchenschiff Platz nehmen durften, während den Männern die rechte Seite und die Empore vorbehalten waren. Im Judentum und Islam gibt es bis heute die Trennung der Geschlechter im Zusammenhang bestimmter ritueller bzw. spiritueller Praktiken. Darüber hinaus wirst du keine Frau erinnern können, die mit entblößtem Haupthaar eine Kirche betrat und am Gottesdienst teilnahm. Du wirst vielleicht auch erinnern, dass die älteren unter diesen noch einen (schmucken) Schleier trugen und die jüngeren diesen bereits durch einen (schicken) Hut ersetzt hatten. Die jungen Mädchen nahmen noch ohne Kopfbedeckung am Gottes-



dienst teil. Leider existieren von diesen Erscheinungsbildern so gut wie keine Fotos, weil damals im Allgemeinen (noch) nicht oder nur begrenzt während des Gottesdienstes fotografiert wurde. Du kannst allerdings von Fotos, die Außenstehende von Wallfahrten und Umzügen machten, auf das Schleierphänomen in der Kirche schließen. Dort gehen verschleierte Frauen mit. Das alles in der Tradition des paulinischen Korintherbriefs (1 Kor 11,2-16), der in der Regel so interpretiert wird, dass es Frauen nicht erlaubt sei, ohne bedecktes Haar zu beten.<sup>13</sup> Jüngeren Zeitgenossen\*innen fällt dagegen die Schleierpraxis bei Musliminnen als eine Besonderheit des Islam auf. Sie sehen nicht, dass sich dasselbe Phänomen – zeitversetzt – in ihren eigenen Kreisen nachweisen lässt. Wir sprechen hier von einem „Cultural time lag“ und unterstreichen damit das Problem, dass es sich bei der Feststellung von Differenzen oft nur um *vermeintliche* handelt.

Es ist richtig, dass sich junge Leute unter dem Einfluss von Konfuzius in der chinesischen Tradition bis heute schwertun, Eltern zu kritisieren und überhaupt mit Fehlern vorangegangener Generationen abzurechnen. Aber war dieses nicht eine Einstellung, die, noch nicht lange zurückliegend – unter dem Einfluss des Dekalogs (4. Gebot: Du wirst Vater und Mutter ehren) und seiner Auslegung in spezieller pädagogischer Praxis – auch im christlichen Abendland junge Menschen davon abhielt, die „Alten“ zu kritisieren? Während die Jugend, um ein anderes Beispiel zu nennen, in China dabei ist, zu lernen, über Sexualität zu sprechen, haben wir dieses Ende der 1960er Jahren zu lernen begonnen. Dr. Sommer von der Zeitschrift BRAVO hat uns dabei wesentlich geholfen.<sup>14</sup> Ignorieren wir diese Entwicklung bei uns, können wir meinen, dass die Zurückhaltung in China, was das Thema Sexualität betrifft, eine Differenz markiere. In der Liste unserer plakativen Beispielen zu dem von uns so genannten „cultural time lag“ findet sich auch ein so amüsanter Beispiel wie das Spucken (Rotzen) von alten Leuten auf die Straße. Was als solches in China in den letzten Jahren stark abgenommen hat und in den Großstädten fast völlig verschwunden ist, war in den Nachkriegszeit bei uns noch durchaus üblich. Uns junge Leute widerte es damals an, so wie es heute die jungen Menschen in China anwidert. Und wie verhält es sich mit dem Phänomen der von ihrem Ehemann geschlagenen Frau und ähnlicher Phänomene in der Ehe (Beispiel: sexuelle Gewalt gegen die eigene Frau, Repressionen hinsichtlich der Berufswahl der Frau, Gewalt in der Erziehung von Kindern)? In der Regel schützen sich

<sup>13</sup> Vgl. dagegen allerdings auch die originelle Auseinandersetzung mit der Passage bei Schirrmacher 1993.

<sup>14</sup> Aktuell sieht allerdings der emeritierte Papst genau in dieser Entwicklung den Grund für den jüngeren sexuellen Missbrauch in der Kirche. Vgl. Schlamp, Hans-Jürgen: Schuld sind immer die anderen. Benedikt XVI. Thesen zu sexuellem Missbrauch, in: SPIEGEL ONLINE (12.04.2019). (<https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/benedikt-xvi-und-seine-kruden-thesen-zum-kindesmissbrauch-in-der-kirche-a-1262598.html>, 13.04.2019).

junge Studentinnen auf dem Campus und auch außerhalb gegen die Sonne mit einem Schirm, sie wollen um keinen Preis einen braunen Teint. Sonnenstudios wird man in ganz China nicht finden können. Wer braun ist, hat einen bäuerlichen Hintergrund bzw. verdient sein Geld mit einfacher Arbeit unter der brennenden Sonne. Dasselbe galt noch hier in Deutschland für Generationen bis in die Weltkriegsära hinein. Frau schützte sich nicht aus gesundheitlichen Gründen gegen Bräune, sondern aus Gründen gesellschaftlicher Anerkennung.<sup>15</sup> In vielen Bereichen beobachten wir Entwicklungen *zeitversetzt*. Wovor wir warnen, ist die Verwechslung zeitversetzter Phänomene mit der Annahme ihrer Einzigartigkeit und, davon abgeleitet, Differenzen. Um was es uns geht: die Übereinstimmung der Phänomene und ihrer Entwicklungen zu sehen und also, aus sowohl historischer als auch sozioanthropologischer Perspektive, auch dort von Universalien auszugehen, wo aus *oberflächlicher* Sicht Differenzen zu vermuten wären.

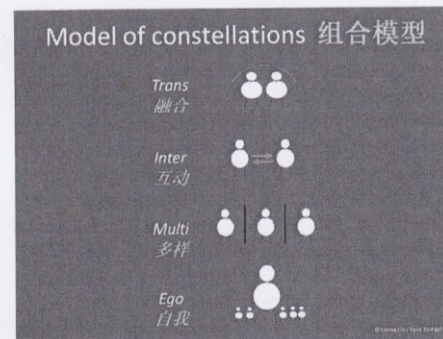


Abb. 9

In ihrem „bird’s eye view“ bestätigen die Welthistoriker McNiell und McNiell das, was in der Abb. 9 als Entwicklung von Ego zu Trans beschrieben wird. Sicher *mag* es nicht nur Bürger\*innen und Bürger geben und wird es auch in Zukunft solche geben, die sich – ungeachtet oder gerade auf Grund von Globalisierung – auf der Entwicklungsebene „ICH und die anderen“ bzw. „MEINE Kultur, MEINE Nation, MEINE Religion und die der anderen“ bewegen. Sie gibt es tatsächlich und nicht nur in geringer Masse und überdies mit prominenten Vertretern. Einer ihrer prominentesten und aggressivsten ist der sog. mächtigste Mann der Welt („Amerika first“). Und unter ihnen Regierungsverant-

<sup>15</sup> Erst mit den Rimini-Urlauber\*innen, die durch Bräune demonstrieren konnten, wo sie – dank ihres Wohlstands – ihren Urlaub verbracht haben, wurde „braun“ zum Statussymbol.

wortliche in Mitgliedsstaaten der EU (Ungarn, Polen, Italien). Das von ihnen vertretene isolationistische bzw. protektionistische Weltbild greift insbesondere bei jenen, die zur Stabilisierung der eigenen schwachen Persönlichkeit der Zuordnung zu einer „Gruppe“ – Nation, Religion, Kultur – bedürfen und nicht über die Kraft verfügen, eine kosmopolitische Identität im Zuge von Globalisierung auszubilden. Hier bäumen sich die Schwachen, die Ich-Schwachen, gegen eine Entwicklung auf, die dazu führt oder, ihrem Gefühl nach, dazu führen könnte, dass sie den Überblick verlieren, und in ihnen die Befürchtung oder besser sogar die Angst aufsteigen lässt, im Rahmen der mit Globalisierung etikettierten Entwicklung als Individuum verloren gehen zu können. Wir werden unten darauf zurückkommen.

Allein der Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland und hier die mit der Anwerbung von türkischen Gastarbeiter\*innen einsetzende Herausforderung einer nicht zu umgehenden Nachbarschaft von Menschen nicht nur unterschiedlicher nationaler Verwurzelung, sondern auch religiöser Verortung lässt einen Prozess transparent werden, der von Multi zu Inter beschrieben werden kann: Aus einer (lediglich) friedlichen, nachbarschaftlichen Koexistenz wurde – über mittlerweile Generationen – ein durch gemeinsame Erwerbsarbeit, Kindererziehung, Schulbesuche, Ausbildung und Studium geprägtes Inter. Auch wenn sich die Repräsentant\*innen von Politik und Religion hier am schwersten tun, der „kleine Mann“ richtet es vor Ort, er bewegt sich auf den anderen zu. Das aber nur als ein (noch lange nicht abgeschlossenes) Beispiel. Unendlich viele könnten, nicht zuletzt im Hinblick auf den sozialen Makrokosmos der internationalen Politik, verdeutlichen, dass wir in vielerlei Hinsicht dabei sind, das bloße, blanke Nebeneinander, hier ausgedrückt mit Multi, in ein Inter zu überführen.

Mehr als das: Zumindest die geistige Elite, das sind nun einmal die durch exzellente Bildungsprozesse in verantwortliche Positionen gekommene Personen, bewegt sich auf der Ebene von Inter, von inter-national, von interkulturell, von inter-religiös. Sie tut es theoretisch wie praktisch. Sie beteiligt sich an grenzüberschreitenden Interaktionen, sucht den Dialog in globalen Räumen, fördert Austauschprogramme und lebt beruflich wie privat Inter.

Es sind nicht nur und zuerst die ökologischen Herausforderungen, die deutlich werden lassen, dass wir alle im selben Boot sitzen. Allein die weltweiten ökonomischen Verflechtungen lassen keinen Zweifel daran zu, dass wir uns längstens auf dem Level eines Trans befinden. Mentalität und Verhaltensweisen insbesondere der jungen Erdenbürger\*innen spiegeln das Bewusstsein und die Weltsicht von Weltbürgern\*innen.

Wir bräuchten die Diversity-Diskurse und die entsprechenden pädagogischen Konzepte der letzten Jahrzehnte und wir benötigen sie – in gewisser Weise – auch zukünftig. Heute müssen sie aber nicht nur ergänzt, sondern hinsichtlich ihrer favorisierten Stellung ersetzt werden durch Unity-Diskurse und ihre pädagogischen Pendanten. Die große Herausforderung dabei wird sein,

den Schwachen und Ängstlichen die Sicherheit zu geben, dass sie nicht unter die Globalisierungsräder geraten und mit ihrem Bedürfnis nach Überschaubarkeit, nach Entschleunigung und Heimat ernst genommen werden. Wir brauchen die Balance von Globalisierung auf der einen Seite und die Garantie des Erhalts regionaler Besonderheiten auf der anderen Seite. Die Abb. 9 verdeutlicht dieses durch den vierten Level, dem Level von Trans. Auch im Trans werden, müssen und sollen diese existieren. Wer sie eliminieren möchte, der würde damit so scheitern wie derjenige, der – gegen alle Gegebenheiten der Natur – der Welt einen Einheitsapfel bescheren oder die Reissorten auf eine einzige reduzieren wolle. Erich Schumachers „small is beautiful“<sup>16</sup> und die soziologische Konzepte eines Leopold Kohr<sup>17</sup> haben an ihrem Wahrheitsgehalt auch unter den Gegebenheiten der Globalisierung nichts eingebüßt, im Gegenteil: sie werden hier neu zu entdecken und als Korrektiv fruchtbar zu implementieren sein.

## 5. Auf dem Weg zu transreligiösem Lernen

Ein polnischer Kollege, den beruflich nichts mit Theologie und Kirche verbindet, drückte in einem Gespräch seine Vermutung aus, dass die aktuelle Flüchtlingsdebatte in Polen und die signifikante Abwehrhaltung in der Frage der Aufnahme von Flüchtlingen auch und in besonderem Maß durch die polnische Kirche und ihr Verhältnis zum Islam determiniert sei. Nach Hans Küng wird es keinen Frieden zwischen den Nationen geben, solange es keinen Frieden zwischen den Religionen gibt. Die Perversion von Kriegen, das ist in derselben Flucht von Einschätzungen zu sehen, erlebt ihren Höhepunkt, wenn sich diese an religiösen Motiven festmachen. Das Gewaltpotential insbesondere der monotheistischen Religionen ist, jedenfalls der Praxis nach, immens. Dem widerspricht sein auch – und vor allem grundsätzlich – gegebenes (interreligiöses) Friedenspotential.

Zeigt nicht die sog. Goldene Regel sehr schön, wie die Religionen weltweit miteinander in ethischer Innigkeit miteinander verbunden sind? Und zeigen nicht dasselbe die mystischen Ausprägungen der Religionen? Treffen sie sich nicht alle auf der Suche nach dem gemeinsamen Seelengrund? Zen-Buddhismus und Meister Eckhart, sind sie sich nicht – in letzter Konsequenz kaum noch unterscheidbar – auf faszinierende Weise einander nahe? Das hinduistische bzw. buddhistische Gleichnis von den Blinden und dem Elefanten erzählt es: Während der eine im Rüssel einen Reifen zu ertasten meint, glaubt der andere im Schwanz einen Pinsel erfasst zu haben, wiederum ein anderer im Bein

<sup>16</sup> Vgl. Schumacher 1977.

<sup>17</sup> Vgl. Kohr 1962; später auch Kohr 1986.

eine Säule. In Wirklichkeit berühren sie alle das Eine: einen Elefanten. Im synoptischen Lernen können Schülerinnen und Schüler erfahren, wie nahe Religionen einander sind: durch jeweils Stifter, durch jeweils sakrale Gebäude und heilige Schriften, durch jeweils Gebetspraktiken, durch ethische Grundsätze, durch Phänomene wie Pilgerschaft und Speisevorschriften, durch die Gottesfrage. Heute einigt die Religionen nicht zuletzt Säkularisierungs- bzw. Profanisierungsprozesse. An der GTU in Berkeley studieren Doktoranden\*innen aus allen Weltreligionen nicht nur friedlich nebeneinander, sondern in multireligiös zusammengesetzten Teams miteinander.<sup>18</sup>

Im World's Parliament of Religions, in der World Conference of Religions for Peace, im World Day of Prayer for Peace und vielen anderen Initiativen, Bewegungen und Organisationen werden die Perspektiven der Völkerwallfahrt auf den Zion (Jesaja 2) oder das in der Apostelgeschichte (Kap. 2) erzählte Pfingstwunder vorweggenommen. In der Apokalypse schließlich begegnet die Vision einer Stadt ohne Tempel (Apokalypse 21), d.h. eine durch keine religiösen Differenzen bzw. Besonderheiten geprägte Zukunft. John Lennon lässt mit „no religion, no heaven“ aus seinem Song „Imagine“ grüßen. Mit Blick auf die Praxis bedeutet dies, dass gegenseitiges Verstehen (understand) das unterste Niveau im Umgang mit anderen Religionen beschreibt und auch gegenseitige Toleranz (tolerate), ja nicht einmal Akzeptanz (accept) noch lange nicht das ist, was den Religionen – ihren eigenen Postulaten zufolge – inhärent ist. Nicht einmal die gegenseitige Wertschätzung (value) als eine weitere Steigerung des Umgangs miteinander beschreibt die Endstufe dessen, was Religionen ihrer Natur nach – im eschatologischen Sinn – anzustreben hätten: ihre Auflösung in der Einheit aller (join).

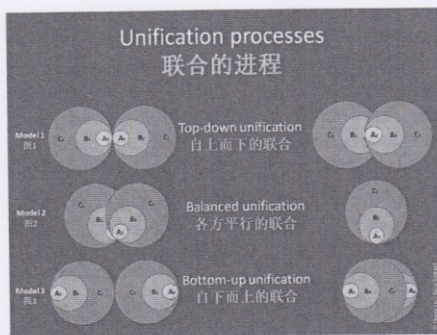


Abb. 10

<sup>18</sup> Vgl. Riegger 2012/13, S. 311–322.

Im Hinblick auf die Überführung von interreligiösen in transreligiöse Prozesse sind grob drei Modelle denkbar (s. Abb. 10): Dass diese durch die Führungsriege in den einzelnen Religionen (A) angestoßen und vorangetrieben wird und der innere Zirkel (B) dieses aktiv unterstützt und die Masse der Gläubigen (C) dem folgt (top-down unification); dass A, B und C sich gleichermaßen aufeinander zubewegen (balanced unification); dass der Unifizierungsprozess von der Basis ausgeht, also C realisiert, was A und B so (noch) nicht gelingen mag (bottom-up unification).

Für das konkrete inter- bzw. transreligiöse Lernen, in welchen Bildungseinrichtungen und auf welchen Bildungsleveln auch immer, stellt sich die grundsätzliche didaktische Frage, wo der didaktische Ansatzpunkt liegt: bei den Besonderheiten oder den Gemeinsamkeiten. Die bisherigen Ausführungen lassen keinen Zweifel daran, welches Konzept hier befürwortet wird: an den Gemeinsamkeiten ansetzen und auf der Basis des hier Gewonnenen entspannt, aber mit großem Interesse nach den Besonderheiten in den anderen Religionen fragen.

Das Ergebnis eines fünfstündigen Unterrichtsversuchs, der explizit diesem Ansatz folgte und strikt der Frage nach Gemeinsamkeiten nachging, war berührend. Für ihre Mitschülerinnen und Mitschüler einer Hauptschule in Lohne brachte es eine 16-jährige Schülerin am Ende der fünfteiligen Unterrichtsreihe mit Tränen in den Augen zum Ausdruck: „Wir wussten nicht, dass wir so viele Gemeinsamkeiten haben. Wir begegnen uns jetzt ganz anders auf der Straße.“ Dem waren zum Teil dramatische Auseinandersetzungen über Gebet, Schleier und vieles andere mehr in den Stunden davor vorausgegangen. In nur fünf Stunden zu interreligiösem Lernen und unter den Bedingungen einer multireligiös zusammengesetzten Klasse waren Vorurteile abgebaut, das Eis zwischen den Fraktionen gebrochen und ein beachtliches Interesse an dem Anderen geweckt worden.

## 6. Gelebtes Trans

Bei einem bereits zwanzig Jahre zurückliegenden *Unterrichtsversuch in einer Grundschule in Münster/Westf.* hatten zwei Studierende eine Unterrichtsstunde zu den Heiligen Drei Königen vorbereitet. Eingestiegen waren sie in die Stunde mit einer Bildbetrachtung (vgl. Abb. 11).<sup>19</sup>

Die Schüler\*innen der zweiten Grundschulklasse beschrieben das damals noch mit Hilfe eines Overheadprojektors an die Wand projizierte Bild bis ins letzte Detail. Die Praktikantinnen ließen aber nicht nach und baten die sicht-

<sup>19</sup> Das hier wiedergegebene Bild entspricht in etwa dem von den Studierenden eingesetzten.

lich kooperativen Schüler\*innen, nach noch nicht entdeckten Bildinhalten zu suchen.



Abb. 11

Ein Merkmal war bislang von ihnen tatsächlich noch nicht genannt worden. Auf ausgerechnet diesem basierte allerdings die ganze Unterrichtsstunde. Es musste deshalb ent-deckt werden. Um die Studentinnen nicht zu verärgern und wenigstens die Bereitschaft zur konstruktiven Mitarbeit zu demonstrieren, wiederholten einzelne Schüler\*innen sogar Beiträge. Ziemlich verzweifelt und zur Erleichterung aller lösten die beiden Praktikantinnen schließlich das Rätsel auf und nannten das Detail selbst. Was hatten sie hören wollen? Dass einer der Könige ein „Schwarzer“ sei. Den Schüler\*innen war das keine Erwähnung wert. In ihrer Klasse saßen zwei Tamilinnen, die mindestens genauso „schwarz“ waren wie einer der drei Könige. Unterschiedliche Teints spielten für die Kinder dieser Klasse keine Rolle. Die Studierenden schritten mit ihrem Unterrichtsziel und seinem entsprechenden Inhalt sowie Material durch ein weit geöffnetes Tor. Sie waren darauf vorbereitet, ausgehend von der Hautfarbe, Rassismus zu thematisieren, ein aus ihrer Sicht existentielles, reales Problem. In der Lebenswelt der Kinder war dieses, wahrscheinlich schon seit Kindergarten, ein längst gelöstes, evtl. nie existierendes Problem, jedenfalls soweit es sich an der Hautfarbe festmacht. Die Studierenden arbeiteten ihre eigene Entwicklung und Erkenntnis ab.

Bei meinem ersten Aufenthalt in China im Jahr 2009 führte ich mit meinem chinesischen Kollegen Liu Cheng eine Gruppe von Studierenden meiner Vechtaer Universität und eine Gruppe chinesischer Student\*innen im Rahmen einer Seminarveranstaltung an der Nanjing University in Nanjing/China zusammen (Abb. 16). Die Studierenden hatten die Aufgabe, sich in kleinen gemischten Gruppen über ihr Studium und ihre Lebenssituation auszutauschen.

Sie taten dies in englischer Sprache. Wir Dozenten zogen uns indes zurück und sprachen bei einer Tasse Kaffee über Möglichkeiten einer zukünftigen Kooperation. Nach einer Stunde trafen wir uns wieder alle im Plenum. Ungeachtet dessen, dass mir bereits bei einer anderen, früheren Gelegenheit deutlich ge-



Abb. 12

worden war, wie abwegig die Frage sein kann, eröffnete ich die Zusammenkunft mit genau dieser. Ich fragte die Studierenden nach Unterschieden und ging davon aus, dass diese durch den Austausch deutlich geworden seien. Anstelle einer positiven Antwort schaute ich in ratlose Gesichter. Danach brach es aus den Student\*innen hervor: Unisono bestätigten sie, dass sie – im Gegensatz zur Intention meiner Ausgangsfrage – allein auf unzählige Gemeinsamkeiten gestoßen seien. So seien sie allesamt an einem erfolgreichen Studium interessiert, an einem guten Job mit guten Verdienstmöglichkeiten, an guten freundschaftlichen und familiären Beziehungen, an einer gelingenden Partnerschaft und der Gründung einer Familie, an Lebensumständen, die die Bezeichnung Frieden verdienen, und dabei vor allem an einem lösungsorientierten Umgang mit den vielfältigen gemeinsamen ökologischen Herausforderungen. Bei einem von mir einige Jahre zuvor organisierten Zusammentreffen von polnischen und deutschen Student\*innen hatte ein Reporter ebenso unbedarft die Gruppe nach Unterschieden gefragt und die weit hergeholt, rein der Höflichkeit geschuldete Antwort eines polnischen Studenten erhalten, dass die Schaffner in Deutschland freundlicher seien als die in Polen. Mit anderen Worten: Die Frage nach Unterschieden läuft deshalb ins Leere, weil sie nicht auch nur ansatzweise an der Wirklichkeit anknüpft. Diese ist, etwa fern aller unterschiedlichen nationalen Zuordnungen, gekennzeichnet durch weitgehende Übereinstimmungen in gemeinsamen Erfahrungshintergründen, Lebenslagen, persönlichen Wünschen, Zukunftsperspektiven und Zukunftsängsten.

## 7. Ausblick

Eine Aussageabsicht des jesuanischen Gleichnisses vom barmherzigen Samariter mag ein Plädoyer für prosoziales Handeln sein. Die eigentliche ist jedoch eine friedenspolitische. Derjenige, der dem Überfallenen und Geschundenen half, war ein aus Samaria stammender Reisender und damit ein Nationalfeind der Juden. Wer solche Gleichnisse erzählt, der hat sich der angeborenen und anerzogenen Enge von nationalen bzw. religiösen Denk- und Handlungsmustern entzogen. Jesus ist, das machen bereits die Erzählungen über den Besuch des Säuglings durch drei Weisen aus dem Morgenland oder seine Flucht mit den Eltern nach Ägypten deutlich, der geborene Globalisierer. Die Pfingstgemeinde, in der sich alle, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Herkunft, verstehen, deckelt das Weltverständnis Jesu. Jesus denkt nicht nur nicht in nationalen Grenzen, sondern nicht einmal in genetischen, verwandtschaftsbezogenen (Mk 3,31-35)<sup>20</sup>.

Es mag zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Situation angebracht sein, mit den mir anvertrauten Schüler\*innen nach den Besonderheiten zu fragen, die sie im Einzelnen mitbringen. In bestimmten Fällen werden Schüler\*innen dafür sogar besonders dankbar sein. Und sicher wird es zum gegenseitigen Verstehen und zu dem für ein gelingendes Zusammenleben notwendigen Verständnis beitragen. Das erste Gespräch, die ersten Zusammenkünfte legen hingegen nahe, davon auszugehen, dass die auch aus dem fernsten Winkel der Welt geflohenen Mitschüler\*innen in der Klasse nicht nur einen Laptop und ein Smartphone bedienen können und wahrscheinlich seit langem benutzen, sondern in allen Lebensvollzügen, in ihren Begierden und Freuden, in ihren täglichen Konsumgewohnheiten, in ihren Erwartungen an das zukünftige Leben, in Liebeskummer und familiären Bindungen unzählige Gemeinsamkeiten haben und genau von diesen her gerne und in *erster* Linie verstanden werden wollen. Diese zu sehen und mit und in der Klasse herauszuarbeiten, dürfte nicht weniger anspruchsvoll und herausfordernd sein, als Besonderheiten bei den anderen zu entdecken und sich darüber auszutauschen. Aber alles eben der Reihenfolge und ihrer didaktischen Gewichtung nach. Die Suche nach Universalien steht im Zentrum und am Anfang.

<sup>20</sup> Vgl. Spiegel, in: von Laer 2015, S. 13–25.

